

Zum Tod von Renate Böschenstein-Schäfer

Die Literaturwissenschaftlerin Renate Böschenstein-Schäfer ist am 25. Juni 2003 in ihrem siebzigsten Lebensjahr völlig überraschend gestorben.

Die Literatur, und zwar die gesamteuropäische seit Homer und der Bibel, war für Renate Böschenstein zeitlebens geliebter und kompetent behandelter Lehr- und Forschungsgegenstand, zugleich aber auch ur-eigenes Lebenselement. Unersättliche Leserin, die sie war, die ganze Kapitel der »Buddenbrooks« auswendig konnte, halfen ihr die Texte aus Vergangenheit und Gegenwart dabei, sich in der schwierigen Zeit, in der sie zu leben hatte, zu orientieren, mit sich selbst zurecht zu kommen und Familien- und Alltagsprobleme klarend zu durchdenken. Das machte alles, was sie zur Literatur äußerte, so authentisch. Dabei war ihr mehr und mehr die Psychoanalyse zum Schlüssel des Verstehens geworden. Diese machte sie skeptisch gegenüber der klassischen Forderung nach einem autonomen, kohärenten Selbst. Ihr kontinuierliches Interesse galt denn auch Autorinnen und Autoren, in deren Werk sie ähnliche Erfahrungen gestaltet fand, Friedrich Hölderlin, E.T.A. Hoffmann, Annette von Droste-Hülshoff, Paul Celan. Nicht minder fragwürdig wurde ihr die Annahme einer erzählbaren äußeren Realität. Das war ihr wohl an der Gattung der Idylle aufgegangen und lenkte, nur scheinbar paradoxerweise, ihr Interesse auf die sogenannten Realisten, Gottfried Keller, Wilhelm Raabe und immer wieder den vielschichtigen Theodor Fontane, über den sie eine Monographie in Arbeit hatte. Es waren stets eng umrissene Fragen, von denen aus sie ins Grundsätzliche vordrang, wie etwa von derjenigen nach den antiken Musen zum Rätsel der dichterischen Produktivität. Diese Gegenstandsnähe ermöglichte ihr auch die neugierige Distanz, aus der sie während ihres beruflichen Lebens in Bonn, Berlin und Genf das Kommen und Gehen literaturtheoretischer Konzepte verfolgte und kommentierte.

Hugo von Hofmannsthal gehörte, schon als wichtige Domäne ihres Mannes Bernhard Böschenstein, zu Renate Böschensteins literarischem Fundus. Wissenschaftlich hat sie sich jedoch nur wenige Male zu ihm verlauten lassen. Der früheste Beitrag (in »Kirchensprache/Sprache der Kirche«, hg. von Joachim Burkhardt, 1964) befaßt sich mit dem Chandos-Brief und ordnet diesen in die Tradition negativen mystischen Sprechens ein, dem ihre Bonner Dissertation von 1959 gegolten hatte. Die berühmt gewordene Gattungsmonographie zur »Idylle« (1967) sagt von Hofmannsthals kleiner Dichtung dieses Titels, sie wirke »wie ein Siegel auf die Geschichte der Gattung«, da sie deren Elemente noch ein letztes Mal vereinige. Wider Erwarten nimmt die Doppelgänger-Anthologie von 1987 vom Andreas-Fragment keine Notiz. Der einläßlichste Beitrag ist der große Aufsatz »Tiere als Elemente von Hofmannsthals Zeichensprache« im ersten Band des Hofmannsthal-Jahrbuches (1993). Abgesehen von den differenzierten poetologischen und erkenntnistheoretischen Überlegungen und ihrer Anwendung, etwa auf das »Gespräch über Gedichte«, ist er auch ein bewegendes Zeugnis von Renate Böschensteins vorwissenschaftlicher Liebe zu Tieren als Individualitäten eigenen Rechts – eine weiterer kleiner Beleg für die enge Verschlungenheit von Literaturwissenschaft und persönlichem Leben, die sie auszeichnete.

Sie war Mitglied der Hofmannsthal-Gesellschaft und hatte sich seit 1994 für deren Beirat zur Verfügung gestellt.

Renate Böschenstein fehlt nun allen schmerzlich, die selber haben erfahren dürfen, wieviel literarischer Witz, nachdenklicher Ernst und anregende Kraft immer aufs neue vom Gespräch mit ihr ausgegangen waren.

Karl Pestalozzi

Andreas Zimmer
(14. Mai 1930 – 21. Juni 2003)

Am 21. Juni 2003 ist Andreas Zimmer gestorben. Er ist einem Jahrzehntelangen schweren Nierenleiden erlegen. Wir verlieren mit Andreas Zimmer ein Mitglied des Ehrenrats unserer Gesellschaft, dem er seit der Tagung in Marbach 1994 angehörte. Wir verlieren mit ihm den Enkel Hofmannsthals, der sich in besonderer Weise dem Erbe seines Großvaters verpflichtet fühlte. Aus diesem Grunde schenkte er in seiner freundlichen und zugewandten Art auch den Angelegenheiten der Hofmannsthal-Gesellschaft sein Interesse.

Daß vor allem Andreas Zimmer sich für die Hofmannsthalschen Belange in der Familie zuständig fühlte, mag mit der biographischen Konstellation zusammenhängen. Er ist der zweite von Christianes vier Söhnen, von denen einer im Kleinkindalter an Lungenentzündung und einer als junger Mann durch einen Unfall gestorben ist. Durch den Tod des zweijährigen Christoph, des einzigen Enkels, den Hofmannsthal noch erlebt hatte, kam Andreas die Rolle des Ältesten der Brüder und überhaupt aller Enkel Hofmannsthals zu. Andreas ist zehn Monate nach dem Tod des Großvaters und genau am Geburtstag seiner Mutter, am 14. Mai 1930, zur Welt gekommen. Im Jahr seiner Geburt erschien in den ersten beiden Heften der Zeitschrift *Corona* die erste Publikation des Andreas unter dem Titel *Fragment eines Romans*, an dessen Herausgabe der Vater des gerade geborenen Kindes, Heinrich Zimmer, maßgebend beteiligt war. In einem Brief an Herbert Steiner vom 18. Mai 1930 spricht Heinrich Zimmer vom »ausgesprochenen, aber glücklichen Durcheinander«: »Der leibhafte und bildhafte Andreas sind übereinander gepurzelt, d.h. an ihrem Geburtstag, Mittwoch dem 14. Mai morgens um dreiviertel 9 hat Christiane einen gesunden Jungen zur Welt gebracht.« Mit dieser Konstellation und diesem Namen war dem Neugeborenen die Zuständigkeit und die Verantwortung für das großväterliche Erbe sozusagen in die Wiege gelegt. Als junger Mann soll Andreas Zimmer auch noch dem Großvater auffallend ähnlich gesehen haben. Thomas Mann schreibt in einem Brief an Christiane vom 28. Juli 1945, Andreas habe »Hofmannsthals Augen«.

Andreas Zimmer war – solange sein prekärer Gesundheitszustand es erlaubte – regelmäßiger Teilnehmer an unseren Tagungen: 1991 in

Neubeuern, 1994 in Marbach, 1997 in Bad Aussee und 2000 in Weimar. Er kam zu diesen Anlässen extra aus den USA angereist. In Wien 2002 war ihm dann eine Teilnahme auf Grund einer neuerlichen dramatischen Verschlechterung seines Befindens nicht mehr möglich. Mit seiner Präsenz auf den Tagungen sorgte Andreas Zimmer – mit der kurzen Unterbrechung der Berliner Tagung von 1989 – für die Kontinuität der Familie Hofmannsthals in der Gesellschaft: er hat damit seine Mutter Christiane abgelöst, die bis zu der Tagung in Pont-à-Mousson 1986, also bis kurz vor ihrem Tod im Januar 1987, regelmäßig zu den Veranstaltungen der Gesellschaft gekommen war.

Als Wahrer dieser Kontinuität war Andreas Zimmer auch aus anderen Gründen prädestiniert. Er hatte als Ältester der Söhne Christianes noch am längsten die deutschsprachige Umgebung erlebt und sprach flüssig und korrekt Deutsch (wenn auch manchmal mit reizenden kleinen Fehlern, so, wenn er von den ›Gläubigen‹ statt den ›Gläubigern‹ sprach), und er war derjenige, der sich am meisten für die Werke des Großvaters engagierte, der sie nicht nur ausgezeichnet kannte, sondern sich auch um ihre Vermittlung im anglo-amerikanischen Sprachraum bemühte. Gegen Ende seines Lebens hat er noch die von Marie Thérèse Miller-Degenfeld herausgegebene amerikanische Ausgabe des Briefwechsels Hofmannsthals mit Ottonie von Degenfeld – 2000 unter dem Titel *The Poet and the Countess* erschienen – mit einer Einleitung versehen.

Seine Krankheit ertrug Andreas Zimmer mit bewundernswerter Gefäßtheit: es sei ihm zur Zeit leider nicht möglich zu reisen, so das vornehme ›Understatement‹ des Schwerkranken. Diese freundliche Gelassenheit, die ihn im Umgang mit Menschen auszeichnete und mit der er überhaupt allem Problematischen und Schwierigen begegnete, wird uns dankbar in Erinnerung bleiben.

Elsbeth Dangel-Pelloquin

Tagung der Hugo vom Hofmannsthal-Gesellschaft in Wien
12.–15. September 2002

Die Tagung der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft, die vom 12. bis 15. September 2002 in Wien stattfand, feierte das hundertjährige Jubiläum des Chandos-Briefs. Sie sollte Gelegenheit geben, ein Gründungsdokument moderner Literatur einer neuen Lektüre zu unterziehen. So waren die Vortragenden und Arbeitsteilnehmer gebeten worden, Hofmannsthals Brieffiktion nicht nur als ein Dokument der Sprachkrise zu lesen, als welches es die germanistische Aufmerksamkeit bisher fast ausschließlich gefesselt hatte, sondern Spuren zu verfolgen, die diese in einem neuen Licht und einem erweiterten Kontext erscheinen ließe. Die Tagung über den Chandos-Brief sollte von jenem Punkt ihren Ausgang nehmen, wo man am Ende angekommen zu sein schien, so die stellvertretende Vorsitzende der Hofmannsthal-Gesellschaft Elsbeth Dangel-Pelloquin, die in ihren eröffnenden Worten die lange Forschungsgeschichte dieses Schlüsseltextes skizzierte. Dabei war man sich des Wagnisses, einen allzu vertrauten und allzu oft behandelten Text in den Mittelpunkt einer Tagung zu stellen, bewußt. Das Augenmerk fiel nun auf bislang unbeobachtete Textstrategien Hofmannsthals, vor allem auf die Rhetorizität des Briefes. Es galt die konsequente Erschließung seiner Metaphernfelder sowie die Würdigung der gesteigerten Rolle der Bildlichkeit in einem Text, der den sprachlichen Zeichen mißtraute und ihre Korruption konstatierte. Die Beachtung des medialen und anthropologischen Kontextes des Briefes bereicherte die Diskussion um eine weitere Facette.

Die Tagung fand in den Räumlichkeiten des Bildungszentrums Strudlhofstiege im neunten Wiener Gemeindebezirk statt, d. h. in unmittelbarer Nähe zu einer der architektonischen Ikonen der österreichischen Literatur: der Strudlhofstiege. Hugo von Hofmannsthal und Heimito von Doderer gerieten auf diesem Wege in unverhoffte Nachbarschaft. Die Verbindung aus Seminar-Hotel und den Tagungsräumen, die in dem restaurierten Palais d. h. wiederum in historischer Umgebung untergebracht waren, ermöglichen eine in der Großstadt ungewohnte Konzentration des Publikums während des gesamten Tagungszeitraums. Vor allem die großzügigen Zuwendungen des Büros Dr. Hubert Christian Ehalt von der Forschungsförderung der Stadt Wien und der ALG

haben es der Gesellschaft erlaubt, in einem solchen Rahmen zusammenzukommen. In ihrer Eröffnungsrede sprach Elsbeth Dangel-Pelloquin den Sponsoren den herzlichen Dank der Gesellschaft aus.

Zur Einleitung des wissenschaftlichen Programms wurde der Chandos-Brief von dem Wiener Schauspieler Alexander Lutz vorgelesen. Im Anschluß hielt Konstanze Fliedl (Universität Salzburg) den Eröffnungsvortrag mit dem Titel: »Unmögliche Pädagogik. Chandos als Vater« (siehe Hjb 2003), der ausgehend von einer rhetorischen Analyse der Katharina Pompilia-Episode die Krise des väterlichen Wortes in Literatur und Kultur der Jahrhundertwende analysierte. Der anschließende Vortrag von Wendelin Schmidt-Dengler, der in dankenswerter Weise und mit großem Gewinn für die Tagung kurzfristig für Henning Ritter einsprang, beschäftigte sich unter dem Titel »Die Metamorphosen des Lord Chandos« mit der doppelten Bedeutung der Ovidschen Metamorphosen für den Brief sowohl auf thematischer Ebene – in den zahlreichen mythologischen Reminiszenzen des Textes – als auch in Bezug auf die Sprachkrise, die als ein Verwandlungsgeschehen von größter Tragweite ebenfalls im Horizont der Metamorphosen aufscheint. Der Vortrag nahm seinen Ausgang von der Selbstcharakteristik des literarischen Schaffens des Lord Chandos im ersten Teil des Briefes, die eine Krise begreiflich macht, die selbst wiederum Gegenstand des Schreibens werden mußte. Chandos präsentiert sich anfangs als stilsicherer Autor, der im souveränen Umgang mit den Genres sowohl bereits Geschriebenes (Schäferdichtungen, Epithalamia, Traktat über Architektur) als auch Projektiertes (Historiographie, Metamorphosen bzw. der Versuch einer Enzyklopädie in einer Sammlung von ›Apophthegmata‹) vorzuweisen hat. Der literarhistorische Bezugsrahmen wird genau abgesteckt. Salust wird die »Erkenntnis der Form« und Ovid das metamorphotische Prinzip verdankt. In dem Titel ›Die Verwandlungen des Lord Chandos‹ sind sowohl die geplanten Dichtungen als auch die Verwandlungen des Redenden selbst impliziert. Chandos will Autor und Figur zugleich sein – »verschwinden wollte ich in ihnen und aus ihnen heraus mit Zungen reden«. Beschworen werden die Verwandlungsgeschichten von Narziß, Aktäon und Perseus, vor allem aber der Verwandlungsgott Proteus, der sich ständig wandelt. Proteus ist aber vor allem Philip Lord Chandos selbst – eine Figur, die in unendlich vielen Zeichen erscheint und daher deren Gültigkeit verhängnisvoll in Frage stellt. Aus der sicheren

Architektur der lateinischen Perioden stürzt er ab und vertraut sich der Vielgestalt an, die die Gefahr der Gestaltlosigkeit in sich birgt.

In einer Rekonstruktion der narrativen Handlungslogik des Chandos-Briefes ermittelte David Wellbery (University of Chicago) in seinem Vortrag zum Thema »Die Opfer-Vorstellung als Quelle der Faszination. Anmerkungen zum Chandos-Brief und zur frühen Poetik Hofmannsthals« einen Dreischritt von »Vergehen« – »Strafe« – »Reinigung«, der zugleich das Schema einer poetologischen Reflexion konstituiert. Wellbery zeigte, wie aus dem Scheitern eines sich an der infantilen Phantasie der »Alleinheit« orientierenden »laktopoetischen Modells« ein alternatives Modell hervorgeht, das sich als eine »sakrifiziale Poetologie« erfassen lässt (Vgl. HJb 2003).

In ihrem Beitrag »Das Leuchten der Bilder in der Sprache. Hofmannsthals medienbewußte Poetik der Evidenz« las Sabine Schneider (Universität Würzburg) die erleuchteten Augenblicke des Lord Chandos als Illuminationen im medialen Spannungsfeld von Sprache und Bild. Das Einschießen visionärer Bilder im Zwielicht der Dämmerzustände des Bewußtseins stellte sie in den Kontext einer Poetologie des inneren Sehens und erläuterte deren diskursiven Zusammenhang mit der zeitgenössischen sinnesphysiologischen, lebensphilosophischen, kulturanthropologischen und psychoanalytischen Diskussion um die endogenen Bilder bei abgesenktem Bewußtsein (Vgl. HJb 2003).

In seinem Vortrag »Die Erlebnisse des Lord Chandos« las Heinrich Bosse (Universität Freiburg) den »Brief« als die Geschichte einer kreativen Spaltung. Vor dem Hintergrund einer Ernst Mach-Lektüre im Sommer 1902 habe Hofmannsthal die Einheit zwischen Erlebnis und Ausdruck, die seit Goethe als poetische Ich-Instanz eingesetzt und beglaubigt war, suspendiert (vgl. HJb 2003).

In seinem Arbeitskreis »Zur Poetik der Leere« las Lorenz Jäger (FAZ) den Brief des Lord Chandos als die Krise eines Erbes. Chandos, so legt der erste Teil des Briefes nahe, schließt zunächst mit prächtigen Werkplänen an die Tradition an. Dichterische Produktivität sollte sich zunächst mühelos aus der Sammlung, Sichtung und Weiterführung des Überlieferten ergeben. Die Krise, die nun diese ungebrochene Fortschreibung bereitelt, ist nicht nur als eine Sprachkrise bzw. als ein Entzug der Begriffe zu beschreiben. Sie macht den Dichter auch mit einem neuen Produktionsrhythmus bekannt. Zwischen den isolierten

Momenten dichterischer Erleuchtung, so zeigt sich dem aus dem literarischen Leben zurückgezogenen Chandos, liegen nun lange Perioden der geistigen Brache, in denen der Zusammenbruch der überkommenen Ästhetik deutlich wird. Dabei verändern sich auch die Gegenstände, an denen sich diese Erleuchtung bildet. Wie bei van Gogh stehen sie auch bei Hofmannsthal im Zeichen der Armut. Demgegenüber kann die Fülle der Tradition und ihre virtuose Handhabung keine authentische und autonome Dichtung verbürgen. Der Abstand zwischen dem Erbe, der Tradition und der vom Moment geforderten autonomen künstlerischen Reaktion stellt ein poetologisches Problem, dem sich Hofmannsthal immer wieder konfrontiert sieht.

Im Arbeitskreis von Claudia Öhlschläger (Universität München) zum Thema »Stumme Wesenheit der Dinge«. Hofmannsthal und die Abstraktion der Moderne. Wurde der Versuch unternommen, Hofmannsthals Chandos-Brief auf der Folie der Abstraktionstheorie Wilhelm Worringers zu lesen. Dessen 1908 erschienene Dissertation »Abstraktion und Einfühlung« faßte das Geistige der Abstraktion als den entscheidenden Motor menschlicher Kunstproduktion, zugleich aber als eine anthropologisch verankerte Tendenz, solche Formen zu schaffen, die von der Kontingenz der willkürlichen Außenwelterscheinungen befreien können. Andererseits lassen sich im Begriff des Ornaments die Immanenz und Transzendenz, Entzinnlichung und Versinnlichung spannungsreich verbinden. – Hofmannsthal interessiert sich für das »Struktive und Geistige« der Theoreme Worringers, die über die historistischen Nachahmungspraktiken des 19. Jahrhunderts hinausweisen. Auch sein Ornamentbegriff vollzieht eine Abstraktionsleistung im Sinne Worringers, indem er alle Erlebnisse »ihres realen Inhalts entkleidet und nur mehr die abgezogene Gebärde der Wesen betrachtet.« – In Bezug auf den Chandos-Brief erscheint Abstraktion als ein Weg zum »Wesen« der Dinge, ohne daß jedoch die Substanz dieser »Wesenhaftigkeit« entschlüsselt würde. Im Kontext der Arbeitsgruppe erwies sie sich sowohl als ästhetisches Gestaltungsprinzip wie auch als epistemologisches Prinzip. Ersteres artikulierte sich im Verfahren der metonymischen Reihung von Gegenständen, Tieren, Objekten etc., die keine Referentialität mehr aufweisen. Unaufschließbare Chiffren des Unsagbaren sind sie sowohl Figuren eines Bilderarchivs als auch Träger epiphanischer Offenbarungen. In erkenntnistheoretischer Perspektive erwies sich Abstraktion als

ein Verfahren, das den Brief des Lord Chandos zwischen Sehschärfe (Hyperrealismus) und Unsichtbarkeit, zwischen Starre und Liquidität, zwischen der Entleerung begrifflicher Sprache und ihrer imaginativen Anreicherung, zwischen der inneren, gleichsam somatischen Durchdringung der Materie und ihrer Vergeistigung changieren lässt.

Der Arbeitskreis von Heinz Hiebler »Medienästhetische Aspekte des Chandos-Briefes« ging der Fragestellung nach, was eine als »angewandte Medienwissenschaft« begriffene Literaturwissenschaft für ein Verständnis des Chandos-Briefes leisten kann. In der Diskussion wurde der Brief selber vor allem in Hinblick auf seine materiellen Erscheinungsformen betrachtet. Beginnend mit der einzigen erhaltenen Notiz und der Reinschrift des »Briefes« wurden zunächst Hofmannsthals Reflexionen über die eigene Handschrift im erweiterten Kontext der Schriftproblematik diskutiert. Wie sich zeigen ließ, entscheidet sich dieser schon früh für eine Schrift, die nicht selbst Bild sein (wie etwa die typographischen Spiebereien der Dadaisten und Futuristen), wohl aber Bilder umschreiben und beim kundigen Leser evozieren will. Hier erweist sich Hofmannsthal als Protagonist einer modernen Ästhetik, die sich der Materialität ihres Mediums bewußt ist, aus pragmatischen Rücksichten jedoch auch weiterhin der idealistischen Mechanik von genialer Schöpfer- und Einbildungskraft verpflichtet bleibt. – Medienwissenschaftlich wurde der Chandos-Brief zunächst als ein individuelles, privates und gleichwohl »schriftliches Gespräch« definiert. Als klassisches Feuilleton in zwei Teilen vollzieht er sodann den Schritt aus der ursprünglich privaten individuellen Gesprächssituation wie aus der handschriftlichen Form heraus in das öffentliche Tagesgespräch der massenhaft verbreiteten Zeitung. Während sich die Stimmung für den aufmerksamen Leser am Samstag nach einer kurzen Laudatio temporis acti mit der Darstellung der Krise verfinstert, bringen die Epiphanie-Schilderungen des zweiten Teils wieder mehr Licht im Wortsinn. – Das weitere Schicksal des »Briefes«, das im Zeichen des Buchdrucks der literarischen Moderne stand, gab Anlaß zur Diskussion von Hofmannsthals Buchverständnis und Buchästhetik, wobei die Ansprüche Hofmannsthals an das ideale Buch herausgearbeitet wurden. Seine beharrlichen Forderungen nach der einfachen Antiqua-Schrift und seine Abneigung gegen jeglichen bildlichen oder ornamentalen Buchschmuck haben als buchästhetisches Endziel nicht die Handpresse, sondern den Verlag der Bremer Presse, dessen

Buch- und Schriftgestaltung Hofmannsthals Ansprüche auf Schönheit, Lesbarkeit und Wirkung vereint.

Der von Joachim Seng geleitete Arbeitskreis »Fremd und doch daheim«. Celan liest Hofmannsthal« ging den Spuren der Hofmannthal-Lektüre bei Paul Celan nach, die für ihn seit seiner Zeit in Czernowitz präsent und bedeutend war. Noch kurz vor seinem Tod las er Hofmannsthals Chandos-Brief. Anstreichungen und Randbemerkungen der im Deutschen Literaturarchiv aufbewahrten Hofmannthalbände der Celanschen Bibliothek zeugen von der engagierten Hofmannthal-Lektüre des Autors, der sich besonders für den Andreas-Roman, für »Der Dichter und diese Zeit«, sowie für »Ad me ipsum«, das »Buch der Freunde« und den Chandos-Brief interessierte. In einer Lektüre der Bremer Rede »Ansprache anlässlich der Entgegennahme des Literaturpreises der Stadt Bremen« von 1958 wurde die Sprachthematik Celans in Hinblick auf die Sprachkrise des Lord Chandos diskutiert. Ausgehend von der Büchner-Preis-Rede erörterte man zunächst die Beziehungen zwischen Büchner und Celan, um sie zuletzt auch für eine Lektüre von Hofmannsthal »Der Dichter und diese Zeit« fruchtbar zu machen. Wie aus den Randnotizen ersichtlich, war vor allem das Bild des Bettlers unter der Treppe, des Leidend-Genießenden für Celan von Bedeutung, das er in die Nähe des »Auf dem Kopf-gehen« des Büchnerschen Lenz rückte. Offenkundig besaß Hofmannsthal für Celan Aktualität und Modernität. Wie sich anhand verschiedener Konkretisierungen und Indizien zeigen ließ, weckten seine Texte starke Resonanzen im Werk des jüngeren Dichters.

Die Arbeitsgruppe »Der Chandos-Brief im Kontext der Epoche«, die von Karl Pestalozzi (Universität Basel) geleitet wurde, fragte nach Bezügen zu zeitgenössischen Texten. Aus dem sprachskeptischen Mittelteil hörte Fritz Mauthner ein Echo seiner »Beiträge zu einer Kritik der Sprache« von 1901/02 heraus, zu denen ihn Nietzsche und Schopenhauer angeregt hatten. In »Skepsis und Mystik« (1903) beschrieb Gustav Landauer die »Augenblicke« des Lord Chandos als moderne Versionen der Mystik Meister Eckarts, den er neu übersetzt hatte. Eine ähnliche »Neomystik« (Spörl) propagierten gleichzeitig Maurice Maeterlinck und Rudolf Kassner. Wie Chandos seine Jugendliteratur beschreibt, erinnert an den »Monolog« des neu entdeckten Novalis, aber auch an die Tradition der Goethe-Zeit in der Sicht der »Modernen«. In der Arbeitsgruppe

wurden Ausschnitte aus solchen Intertexten gelesen und in ihrem Verhältnis zum Chandos-Brief besprochen.

Wie bei jeder Hofmannsthal-Tagung stellte Heinz Röllecke, der Leiter der Kritischen Hofmannsthal-Ausgabe und neu gewählte Vorsitzende der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft die neu erschienenen Bände vor. Im Rahmenprogramm des Chandos-Tagung wurden drei Veranstaltungen angeboten. Am Freitag nachmittag bestand die Möglichkeit, das Grab Hofmannsthals am Rodauner Friedhof sowie das Wohnhaus Hofmannsthals in Rodaun, zu besuchen, wo die Tagungsteilnehmer auf sehr freundliche Weise von den derzeitigen Besitzern empfangen und durch die Räumlichkeiten des Fuchsschlössels geführt wurden. Das Gasthaus Rodauner Hof bot anschließend Gelegenheit für das traditionelle gesellige Beisammensein. Eine öffentliche Lesung am Samstag abend machte die Tagungsteilnehmer mit dem unveröffentlichten Briefwechsel zwischen Hofmannsthal und seinen Eltern bekannt. Konrad Heumann vom Freien Deutschen Hochstift führte auf kompetente Weise in die Problematik dieses umfangreichen Editionsprojektes ein, während die folgende Lesung der Schauspieler Sylvia Lukan, Florentin Groll und Max Mayer die *folie à trois* im Hause Hofmannsthal mit Nachdruck und Ausdruck in Szene setzte. Zum Abschluß der Tagung wurde der Chandos-Brief von österreichischen Autoren der Gegenwart gleichsam auf die literarische Probe gestellt. Gemeinsam mit dem Kunstverein Alte Schmiede veranstaltete die Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft eine Matinee in der Wiener Schönlaterngasse. Der Leiter des Literaturprogramms der Alten Schmiede Dr. Kurt Neumann hatte dem Kongreß freundlicherweise die Räumlichkeiten der Alten Schmiede zur Verfügung gestellt, die als Ort der österreichischen Gegenwartsliteratur in Wien eine kaum zu überschätzende Rolle spielen. Auch bei der Erstellung des Programms und bei der Kontaktierung der Autoren war er der Gesellschaft sehr behilflich gewesen. So setzten sich am Sonntag morgen Friederike Mayröcker, Elfriede Czurda, Richard Obermayr und Peter Waterhouse in eigenen und eigens für diese Veranstaltung geschriebenen Texten mit dem Chandos-Erbe bzw. der Chandos-Hypothek auseinander – in unterschiedlichster Form, wie wiederum im Hofmannsthal-Jahrbuch 2003 nachzulesen, und mit großem Erfolg.

Juliane Vogel

